

Von dieser Aufgabe bleiben auch die Schwestern aus den kontemplativen Orden nicht ausgeschlossen. In einigen Gebieten Afrikas und des Fernen Ostens fühlt sich die Bevölkerung mehr angezogen vom kontemplativen Leben, das ihrer Kultur besser entspricht. Manche Vertreter aus den gebildeten sozialen Schichten beklagen sogar, daß der Aktivismus der Missionare sich wenig mit ihrer Art des religiösen Denkens und ihrem Verständnis des Christentums vertrage.

Seht, geliebte Töchter, wie viele Gründe es für die Förderung der Begegnungen zwischen den Generaloberinnen gibt, die von der Religiosenkongregation auf nationaler und internationaler Ebene angeordnet worden sind. In dieser Weise könnt ihr euch besser den heutigen Verhältnissen anpassen, die gemeinsamen Erfahrungen auswerten und euch mit dem Gedanken trösten, daß die Kirche eine mächtige Schar von Seelen besitzt, die imstande ist, jedem Hindernis die Stirn zu bieten.

Die Mitglieder der Säkularinstitute wissen, daß auch ihr Werk geschätzt wird. Sie werden ermutigt, bei der Durchdringung der Welt in all ihren Erscheinungsformen mit dem Geist des Evangeliums mitzuwirken. Wenn sie auf Posten mit großer Verantwortung berufen werden, müssen sie sich durch fachliches Können, Arbeitsamkeit, Verantwortungssinn und zugleich durch einen aus der Gnade geschöpften übernatürlichen Geist auszeichnen, um so zu verhindern, daß diejenigen das Übergewicht bekommen, die sich fast ausschließlich auf menschliche Geschicklichkeit und auf wirtschaftliche, technische und wissenschaftliche Mittel stützen. „Wir aber sind stark im Namen unseres Herrn“ (Ps. 18, 8).

Wir laden euch alle, die ihr euch im kontemplativen und im aktiven Leben Gott geweiht habt, ein, einander in schwesterlicher Liebe zu begegnen. Der Pfingstgeist herrsche über eure auserwählten Familien und vereinige sie in jener Eintracht der Seelen, in der im Abend-

mahlssaal die Mutter Gottes und die Apostel zugleich mit einigen frommen Frauen sich versammelt hatten (vgl. Apg. 1, 14).

Schlußermahnung

Das sind Unsere Wünsche, Unsere Gebete, Unsere Hoffnungen. Die Kirche hat am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils alle Gläubigen zu einem Akt der Teilnahme, des Zeugnisgebens und des mutigen Handelns aufgerufen.

Ihr, geliebte Töchter, sollt unter den ersten sein, die in heiliger Begeisterung entbrennen. In der „Nachfolge Christi“ steht zu diesem Punkt ein trefflicher Satz: „Jeden Tag sollen wir unsern ersten Vorsatz erneuern und uns zu neuem Eifer erwecken lassen, wie wenn wir uns erst heute zu Gott bekehrt hätten; jeden Tag sollen wir zu ihm rufen: Steh du, lieber Herr und Gott, steh du mir bei — in meinem Vorhaben und in deinem heiligen Dienst! Stärke du mich, daß ich heute einmal recht anfang! denn alles, was ich bisher getan habe, ist nichts“ (Nachfolge Christi I, 19, 1).

Möge euch die Mutter Jesu und unsere Mutter mit neuem Eifer entflammen. Vertraut auf sie. Zugleich wendet euch vertrauensvoll an den heiligen Josef, den Patron des Zweiten Vatikanischen Konzils. Bittet außerdem die Heiligen, die in euren jeweiligen Institutionen besonders in Ehren gehalten werden, sie mögen ihre mächtige Fürbitte vereinigen, „damit die heilige Kirche, in einmütigem und inständigem Gebet um Maria, die Mutter Jesu, geschart und geführt von Petrus, das Reich des göttlichen Erlösers ausbreite, das ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens ist“.

Der Apostolische Segen, den Wir allen Ordensgemeinschaften und den einzelnen Ordensfrauen erteilen, soll ein Unterpfand himmlischer Gnade und eine Ermunterung zum guten Leben und zum Wirken „in der Kirche und in Christus Jesus“ sein (Eph. 3, 21).

Die Kirche in den Ländern

Polnische Stimmen zum Konzil

Auf dem Ersten Ökumenischen Konzil zu Nicaea trugen einige der Väter die Spuren des Martyriums, das sie in der diokletianischen Verfolgung erlitten hatten, an ihrem Leibe. Sie genossen darum besonderes Ansehen, und einer von ihnen, der greise Paphnutius, der aus der Thebais kam, scheint dieses Ansehen gelegentlich in die Waagschale geworfen zu haben. Auch auf dem kommenden Konzil wird es eine Anzahl von Bischöfen geben, die mit ihrem Leibe für den Glauben eingestanden sind oder die ein gläubiges Volk repräsentieren, das als Ganzes durch eine Verfolgung hindurchgegangen ist. Zu ihnen gehören die polnischen Bischöfe. Es kann dahingestellt bleiben, wie man das augenblickliche Verhalten des polnischen Staates gegenüber der Kirche der Wahrheit entsprechend benennen soll. Daß die polnische Kirche vor 1956 unterdrückt und die Gläubigen in vielen Einzelfällen verfolgt worden sind, kann ebensowenig bestritten werden wie daß die katholische Kirche in Polen auch heute noch um die volle Freiheit ihrer Mission zu kämpfen hat und daß viele ihrer Gläubigen um des Glaubens willen bisweilen zu leiden haben.

Die Bischöfe

Der polnische Episkopat wird daher bei den Beratungen des Konzils eine einzigartige Erfahrung geltend machen können. Die polnischen Bischöfe gehören zu den wenigen, die über ein erfahreneres Wissen von den Bedingungen einer systematischen Koexistenz der Kirche mit dem Kommunismus verfügen, einer Koexistenz, die sich von der Unterdrückung des Glaubens in einigen und der direkten staatlichen Maßregelung des kirchlichen Lebens in anderen kommunistischen Ländern sichtlich unterscheidet. Der Unterschied gründet darin, daß die gegenwärtige Führung des polnischen Kommunismus mit der katholischen Kirche als einem respektablen Faktor des geistigen und sozialen Lebens auf lange Zeit hin rechnet und ihre Politik darauf einrichtet, während die Kirche ebenso zäh ihre Präsenz im öffentlichen Leben der Nation behauptet, wie sie deren politischen Belangen loyale Unterstützung gewährt; auch sie betrachtet die Existenz der marxistischen Staatsform als eine auf absehbare Zeit hin unveränderliche Tatsache, mit der sie sich arrangieren muß. Wiewohl beide Gegner und Gegenspieler in diesem Ringen um die Seele des Volkes fest davon überzeugt sind, daß der andere am Ende unterliegen wird, ist ihr Verhalten gegeneinander

doch Ausdruck eines beiderseitigen Willens und systematischer Anstrengungen zur Aufrechterhaltung dieser Koexistenz, deren labiles Gleichgewicht nun schon fast sechs Jahre vorgehalten hat.

Die Erfahrung dieser Jahre ist sowohl für den Kommunismus als auch für die Kirche einmalig neu. Die polnischen Bischöfe können sie auf dem Konzil auswerten. Unter den Entwürfen, die sehr wahrscheinlich auf die Tagesordnung gelangen werden, befindet sich einer, in dem die Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk Vorschläge für „Seelsorge und Kommunismus“ ausgearbeitet hat, und ein anderer, worin die Kommission für die Bischöfe und Diözesen sich mit der Sorge um die Gläubigen befaßt, die vom Kommunismus infiziert sind. Aber die Erfahrung der Bischöfe Polens dürfte weit darüber hinaus für alle Beratungen über die Auseinandersetzung der Kirche mit den weltanschaulichen und sozialen Problemen unserer Zeit und über die Anpassung der Heilssorge an deren Gegebenheiten von hohem Wert sein. Wenn der Kommunismus der größte weltanschauliche Gegner der Kirche in unserm Zeitalter ist, wie man zu sagen pflegt, dann versteht sich von selbst, daß es nicht hinreichend sein würde, die Weltanschauung dieses Gegners zu verdammen, sondern daß man ihn bei dem ganzen Reformwerk im Auge haben muß, um die menschlichen Kräfte der Kirche so zu formieren, daß sie zu dieser Auseinandersetzung fähig sind.

Die polnischen Bischöfe haben in ihrem Konzilshirtenbrief vom 6. Januar 1962 angekündigt, daß sie am Konzil teilnehmen und ihm Vorschläge unterbreiten werden, die seinem Zweck dienen können. Sie sehen die Aufgabe des Konzils in der Erneuerung der inneren Kräfte der Kirche, die „angemessene Mittel und Wege sucht, um die Schätze des Heils allen Menschen zugänglich zu machen“. Sie haben erkennen lassen, daß sie Reformen auf den Gebieten der kirchlichen Struktur, des Kirchenrechts, der Liturgie und der Kirchensprache für notwendig halten und darüber bestimmte Vorstellungen haben. Sie betonten außerdem, daß das Konzil zwar eine Versammlung der Bischöfe sei, aber doch die ganze Kirche repräsentiere, so daß auch die Anliegen der Laien dort zum Ausdruck kommen werden.

Die Presse

Das Interesse der katholischen Laien in Polen für das Konzil ist groß, vor allem bei denjenigen, die sich für ihr Land, für die Kirche und für beider Zukunft verantwortlich fühlen. Dieses Interesse hat in der katholischen Presse des Landes in den letzten Monaten mannigfaltigen Ausdruck gefunden. Es sind zum Teil sehr wesentliche Gedanken ausgesprochen worden. Selbst die kommunistische Presse schenkt dem Konzil auffallende Beachtung. Die größte Tageszeitung, „Zycie Warszawy“, veröffentlichte Ende März eine Serie von fünf Artikeln mit eingehenden Informationen über die Vorbereitungsarbeiten aus der Feder von Ignaz Krasicki. Im letzten seiner Aufsätze schrieb er: „Wir Polen, gläubige und nicht gläubige, haben gemeinsame Freuden und Sorgen. Wir bauen zusammen das Regime, das nicht immer vollkommen, aber sicher gerechter ist als jene, die die Geschichte bisher kannte. Es ist uns nicht gleichgültig, ob die Kirche diese Wirklichkeit anerkennt und aus der Anerkennung konkrete Schlüsse zieht . . . Andernfalls würde das Problem ‚Kirche und Koexistenz‘ weiterhin ungelöst bleiben und könnten auch die edelsten und übrigens höchst positiven Friedensaufrufe des Papstes nicht weiterhelfen“ (1. 4. 62).

Unter den katholischen Äußerungen hat ein Aufsatz von A. Bardecki besondere Aufmerksamkeit erregt, der am 14. Januar 1962, also eine Woche nach dem Hirtenbrief, im „Tygodnik Powszechny“ erschien und mit diesem im Zusammenhang gesehen wurde. Er trägt die Überschrift: „Die Bischöfe in der Kirche der Gegenwart.“ Der Verfasser meint, den Bischöfen müsse eine viel bedeutendere Rolle in der zentralen Leitung der Kirche eingeräumt werden. Der Episkopat und nicht allein der Heilige Stuhl sei für die Gesamtkirche verantwortlich. Die Notwendigkeit, die oberste Leitung der Kirche auf eine breitere Basis von Beratern des Papstes zu stellen, ergebe sich besonders aus der Tatsache, daß die Kirche heute in den verschiedensten Kulturräumen wirken müsse, die sich nicht mehr einfach als Anhängsel der lateinisch-römischen Welt behandeln lassen. Die wichtigsten Fragen müßten unter Hinzuziehung von Repräsentanten des ganzen Weltepiskopates entschieden werden. In diesen Gedanken liegt ein deutlicher Hinweis, daß die Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung, die, wie es scheint und wie übrigens der Heilige Vater ausdrücklich betonte, sehr gut gearbeitet hat, auf irgendeine Weise erhalten bleiben und in ein ständiges Organ verwandelt werden sollte. Diese Überlegungen treffen sich mit dem, was Kardinal Alfrink über die Internationalisierung der Kirchenregierung gesagt hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 467), der er den Vorzug gibt vor einer internationaleren Besetzung der Ämter an der römischen Kurie.

Bardecki untersucht die Kirchenregierung aber auch im Hinblick auf die wachsende Verschiedenheit der Kulturen und Sozialgebilde unserer Erde. Er meint, das Konzil müsse ihr dadurch Rechnung tragen, daß es die Bischofskonferenzen mit rechtlicher Verantwortung und Gewalt ausstatte. Zu diesem Vorschlag dürften die Bischöfe Polens sehr wichtige Argumente vorzutragen haben. Denn die polnische Kirche hat durch die Autorität des Heiligen Stuhls seit dem Ende des zweiten Weltkrieges ein Maß an Selbstverantwortung genossen, das in der neueren Kirchengeschichte nicht seinesgleichen besitzt. Die „besonderen Vollmachten“, kraft deren unter anderm eine Neuordnung der Diözesen in den ehemals deutschen Gebieten vorgenommen und sehr einschneidende Verträge mit der polnischen Regierung abgeschlossen wurden, ohne daß der Papst dabei mitwirkte, waren zwar den Primaten gegeben worden, zunächst dem Kardinal Hlond, dann seinem Nachfolger Kardinal Wyszyński; sie wurden aber im Zusammenwirken des Episkopates ausgeübt. Wie der polnische Episkopat dabei verfuhr, das hat mehr als einmal Verwunderung erregt und Veranlassung zu dem Gerücht gegeben, daß Rom mit dem Vorgehen der polnischen Bischöfe nicht einverstanden sei. Man erinnert sich der Kommentare zum Besuch von Kardinal Wyszyński bei Pius XII. im Juni 1957 (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 529). Der Heilige Stuhl hat aber die polnischen Bischöfe gewähren lassen, und sie haben als Ergebnis ihrer Handlungsfreiheit, von der sie ebenso klug wie mutig Gebrauch gemacht haben, jetzt beim Konzil eine im Glauben starke, wengleich nicht ungefährdete, und ihrer Mission sehr bewußte Kirche zu repräsentieren, der die ganze katholische Welt Ehrfurcht schuldet, eine Ehrfurcht, die ja Papst Johannes XXIII. ihrem Oberhaupt bei dessen letztem Besuch in Rom denn auch in ganz ungewöhnlicher Form bekundet hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 342). Die Frage nach der Zweck-

mäßigkeit erweiterter Befugnisse der Bischofskonferenzen kann daher auf dem Konzil an einem sehr geeigneten Beispiel studiert und geprüft werden.

Fragen des kirchlichen Lebens

Diese Strukturfragen berühren indessen die Laien weniger als den Klerus. Eine Enquete der katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“, zu der sich etwa 1100 Personen, in der Mehrzahl ältere Menschen aus der Stadt und der Intelligenz, geäußert haben, gibt Aufschluß über die Erwartungen dieses Kreises, der als immerhin repräsentativ für den polnischen Katholizismus gelten kann. Die Antworten wurden allerdings durch die neun Fragen der Enquete auf bestimmte Sachgebiete beschränkt, und nur verhältnismäßig wenige brachten auch andere Dinge zur Sprache. Die neun Fragen betrafen die Liturgie, das Verhältnis zwischen Priestern und Laien, die zeitgemäße Gestaltung der Seelsorge, das Verhältnis zu den nichtkatholischen Christen, einige Kirchengebote, Wege zur Vertiefung der religiösen Bildung, das Verhältnis zu den Nichtgläubigen, den Diakonat und die Organisation des Pfarrlebens. „Tygodnik Powszechny“ berichtete über die Antworten am 29. 4. 1962. In dem Bericht wird festgestellt, daß die meisten Antworten wohlbedacht sind und wesentliche Aussagen enthalten. Viele Teilnehmer hätten sich mit ihrer Antwort Zeit gelassen, und je länger die Antworten auf sich warten ließen, um so tiefer und reifer seien sie ausgefallen.

In bezug auf die Liturgie zeigten die Briefe eine alles andere überragende Sorge um die heilige Messe, und zwar sowohl um die Vertiefung ihres Verständnisses und der Erkenntnis ihres Wertes als auch um die Intensivierung und Erleichterung der äußeren Teilnahme an ihr. In Verbindung damit hat das Problem der Landessprache in der Liturgie großes Interesse erweckt. 203 Antworten sprachen sich für die Beibehaltung des Latein, 120 für dessen vollständigen Ersatz durch die Landessprache aus. 230 Personen wünschten verschiedene Formen des Sprachgebrauchs für einzelne Teile der Messe oder auch abwechselnde Meßfeiern in lateinischer und in polnischer Sprache. Als wichtigstes Argument zugunsten der lateinischen Sprache wurde ihr Zusammenhang mit der Einheit und Katholizität der Kirche angeführt, als wichtigster Grund dagegen die Möglichkeit einer ganz unmittelbaren Teilnahme der Gläubigen, da die Kenntnis des Lateinischen immer mehr abnehme.

Im Verhältnis zwischen Klerus und Gläubigen erhebt sich, wie „Tygodnik Powszechny“ schreibt, ein lautes Rufen nach engeren Kontakten. Diese Sehnsucht wird bei der Erörterung fast aller Fragen der Enquete spürbar oder offen ausgesprochen. Der Klerus befinde sich in einer allzu großen Isolierung und begegne dem Volk zu amtlich. Wie in wenigen anderen Ländern wird in Polen der Priester von den Gläubigen geachtet, aber an dem Dignitätenwesen und der Hervorkehrung der geistlichen Würden findet auch dieses so gläubige und fromme Volk keinen Geschmack mehr, es erachtet dergleichen in der Welt, in der es lebt, als Anachronismus und nicht dazu angetan, die so notwendige tiefe Gemeinschaft aller Brüder in Christus zu fördern.

Bei der Frage nach der zeitgemäßen Gestaltung der Seelsorge wurde der Predigt die größte Aufmerksamkeit zuteil. Die durchschnittliche Predigt stieß auf scharfe Kritik. Nach Meinung der Zuschriften sollten die Predigten vor allem kürzer, ihre Sprache schlichter und lebendiger, ihre

Thematik und ihre Gedanken mehr auf das Leben der Gläubigen zugeschnitten sein. Als eine Hauptursache für die Weltfremdheit der Predigten wird die schon erwähnte Isolierung des Klerus angesehen.

Die Toleranz

Im Verhältnis zu den nichtkatholischen Christen werden Liebe, Toleranz und Solidarität gefordert. Die Forderung, daß man sich in Liebe ertragen und vertragen müsse, wird zumeist mit dem Gebot der Nächstenliebe, bisweilen auch damit begründet, daß Liebe die erfolgreichste apostolische Methode ist. Das Postulat der Toleranz wird sehr energisch formuliert und häufig ohne weitere Begründung als etwas Selbstverständliches hingestellt. Wie es unter den Verhältnissen in Polen nicht anders sein kann, spielt auch die Solidarität aller Christen sowohl in sich selbst wie auch als Begründung für die Toleranz eine bedeutende Rolle. In einer Welt wie dieser wird die „Hypothese“ zur „These“.

Die Forderung der Toleranz wird auch auf die Nichtgläubigen ausgedehnt; denn jede Überzeugung müsse geachtet werden. In einer erheblichen Zahl von Antworten wird zur Begründung dafür auch das Motiv der menschlichen Solidarität angeführt. Hieran läßt sich erkennen, daß der Gedanke der Koexistenz, der in den letzten Jahren die kirchliche Führung geleitet hat, auch im Volk Widerhall findet, weil alle Polen sich auf natürlicher Ebene solidarisch und schicksalhaft verbunden fühlen.

Sehr eingehend haben sich die Teilnehmer an der Umfrage mit der Notwendigkeit und den Mitteln zur Vertiefung der religiösen Bildung beschäftigt, deren Wert ihnen in der täglichen weltanschaulichen Auseinandersetzung viel deutlicher aufleuchtet als den Katholiken jener Länder, wo der Einbruch einer im tiefsten ebenfalls säkularistischen und weithin sogar ebenfalls materialistischen Weltanschauung vernebelt wird durch die offizielle Gültigkeit christlicher Werte. Ihrem Inhalt nach müßte die religiöse Bildung vor allem vertieft werden durch die Aufarbeitung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Zeit in einer ihnen entsprechenden Philosophie, Ethik und Apologetik und durch intensiveres betrachtendes Studium der Heiligen Schrift. Beides sollte in Predigten mit weltanschaulicher Thematik, in religiösen Konferenzen, in der gesamten Katechese, aber auch in der Publizistik, und zugleich immer im Hinblick auf die verschiedenen intellektuellen Kapazitäten geleistet werden.

Zur Vertiefung der Pfarrgemeinschaft wird eine stärkere Heranziehung der Laien als unumgänglich angesehen, und zwar in der Form, daß ihnen wirklicher Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten eingeräumt wird. Auch hier wieder äußert sich die Klage über die selbstherrliche Isolierung des Klerus. Im Zentrum der Gemeindefarbeit müßte das caritative Wirken in den Werken der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit stehen.

Von den kirchlichen Geboten findet die gegenwärtige Handhabung des Bucharverbotes keine Gnade. Oft wird sie als direkt schädlich bezeichnet, da sie das Gegenteil von dem erreicht, was sie erreichen möchte. In der Frage der Fasten überwiegt die Meinung, das Fastengebot sollte beibehalten werden, aber nicht in der gegenwärtigen formalistischen Art, sondern unter Heranziehung von Dingen, die für den heutigen Menschen eine sinnvolle Entscheidung bedeuten könnten.

Die Wiederherstellung des Diakonates als Stand in der Kirche, sei es in der ganzen Welt, sei es in einzelnen ihrer

Regionen, wird überwiegend befürwortet. Nach ebenfalls überwiegender Meinung sollten die Diakone in der Regel verheiratet sein, caritative, hilfsseelsorgerische, katechetische und liturgische Funktionen ausüben, jedoch im Gegensatz zu den Priestern nicht „beamtet“ sein. Der Hauptgrund für das letztgenannte Postulat liegt wiederum darin, daß man den Klerus als eine isolierte gesellschaftliche Gruppe betrachtet und in nichtbeamteten und verheirateten Diakonen kontaktfreudigere und verständnisvollere Repräsentanten der Kirche oder vielmehr der Hierarchie zu finden hofft.

Unter den Fragen, die nicht gestellt worden waren, jedoch in nicht wenigen Antworten berührt wurden, befindet sich die Frage nach der „wirklichkeitsgemäßen“ Instruktion der Eheleute. Man hat, wie das nicht anders möglich war, in ziemlich ratloser, konfuser und bisweilen pragmatistischer Form dazu Stellung genommen.

Die Redaktion des „Tygodnik Powszechny“, die diese Umfrage veranstaltet hat, stellt in ihrem Bericht die Frage, was in den Zuschriften am eindrucksvollsten ausgesprochen worden sei. Sie meint, es sei das Verlangen nach stärkeren Kontakten zwischen Klerus und Gläubigen, und bemerkt, viele dieser Wünsche könnten sich auch ohne ein Konzil erfüllen. Aber vielleicht beruht diese, in der polnischen Alltagswirklichkeit besonders schmerzlich empfundene Schwäche der Kontakte doch auf psychischen Auswirkungen von kirchlichen Strukturen, die sich an bestimmten Punkten, „Epochen“ der Kirchengeschichte herausgebildet und ein Kirchenbewußtsein geschaffen haben, das die Kirche mehr oder weniger mit dem Klerus identifiziert. Eine Untersuchung darüber, wie der Ausdruck „die Kirche“ selbst noch heute in amtlichen Dokumenten, in der Hirtenbrief- und Kanzelsprache und allenthalben gebraucht wird, würde womöglich zeigen, daß wir trotz der Wiederentdeckung des Corpus mysticum geistig noch in einer klerikalen Weltauffassung leben.

Die Kirche in Ruanda und Burundi

Die Zwei-Einheit Ruanda-Urundi ist zerfallen. Die beiden Länder haben vorgezogen, die Unabhängigkeit, die sie am 1. Juli 1962 erhielten, getrennt anzutreten. Ob sie ihr Vorhaben, wenigstens wirtschaftlich eine Einheit zu bilden, ausführen werden, kann nur die Zukunft aufweisen.

Land, Volk und Vorgeschichte

Die Kolonialgeschichte, die jetzt abgeschlossen wurde, hatte im Grunde zwei Phasen: die der vier Jahrhunderte langen Beherrschung der Bahutu durch die Batutsi und die der europäischen Verwaltung, die kaum 70 Jahre gedauert hat.

Ruanda und Burundi sind flächenmäßig nicht groß: zusammen umfassen sie 54 172 qkm; davon entfallen 24 500 qkm auf das im Norden gelegene Ruanda. Die westliche Grenze wird natürlicherweise gebildet durch die Kluft, die von Nord nach Süd Afrika durchzieht. An der Grenze Ruandas liegt der Kivusee in 1500 m Höhe; an der Grenze Burundis der Tanganjikasee in 750 m Höhe. Von Nord bis Süd erhebt sich ein Bergrücken, die Berge des Mondes genannt, der über 2000 m hoch ist. Dem schließt sich nach Osten hin eine Hochebene von 1500 m an, die nach Tanganjika hin auf Savannen und Moore in 1000 m Höhe ausläuft. Diese werden von zahl-

losen Flüssen durchschnitten, die zwar z. T. befahrbar, deren Ufer jedoch durch breite Papyruswälder unzugänglich gemacht sind.

Nur von Norden her, wo Ruanda an Uganda grenzt, war der Zutritt zum Lande möglich. Diesem Weg sind wahrscheinlich sowohl die Bahutu als auch die Batutsi gefolgt. Schon früher waren die Twa in das Land eingezogen, ein pygmoides Völkchen, das heute noch etwa 1,3 % der Gesamtbevölkerung bildet. Die Bahutu sind Bantuneger und betreiben eine primitive Landwirtschaft. Sie machen 84 % der Bevölkerung aus. Die Batutsi kamen zuletzt, etwa im 15. Jahrhundert. Es sind Nilo-Hamiten, wahrscheinlich von Äthiopien herkommend; sie bilden 15 % der Gesamtbevölkerung.

Die Twa wurden weder von den Bahutu noch von den Batutsi als Menschen betrachtet, jedoch für Hand- und Spanndienste benutzt, sogar noch bei den Morden in den letzten Jahren. Die Bahutu ihrerseits waren von Anfang an den Batutsi unterlegen, auch körperlich. Sie haben eine Körpergröße von durchschnittlich 1,67 m gegenüber 1,90 m der Batutsi. Wichtiger ist noch, daß die Batutsi Hirten sind und ihren Reichtum nach der Zahl von Rindern bemessen, die sie besitzen. Auch für die Bahutu ist demnach der Besitz von Großvieh eine Bedingung sozialen Ansehens geworden, und um sich dies zu verschaffen, arbeiteten sie für die Batutsi. Allmählich entstand daraus eine Knechtschaft, denn die Batutsi, die anfänglich nur das nichtkultivierte Land ausnutzten, eigneten sich später immer mehr Land an, indem sie sich die Bahutu-Landbesitzer durch Viehlieferungen verpflichteten und verschuldeten. Dieser Prozeß hat sich ohne Krieg vollzogen. Die Batutsi-Stämme haben sich im Laufe der Jahrhunderte zusammengetan, es haben sich Unterwerfungsverhältnisse herausgebildet, und schließlich haben sich daraus die beiden Batutsi-Monarchien Ruanda und Burundi entwickelt. Bemerkenswert ist, daß die Batutsi die Sprache der Bahutu übernommen haben, so daß sich diese überall im Lande als Einheitssprache vorfindet.

Als die Europäer ins Land kamen, gab es noch einige Gegenden, in denen nur Bahutu wohnten; die Macht der Batutsi verbreitete sich jedoch unter dem Schutz des von den Engländern übernommenen Verwaltungssystems der „indirect rule“ über das ganze Land.

Die Europäer betraten erst am Ende des vorigen Jahrhunderts das Inland. Früher glaubte man, daß im Gebirge des Mondes ein großer See läge, dem sowohl der Nil und Kongo als auch der Sambesi entspränge. 1871 fuhr Stanley und Livingstone auf dem Tanganjikasee das Ufer Burundis entlang, wagten sich jedoch nicht aufs Land. 1884 nahm Deutschland es in seinen Besitz; aber erst in den neunziger Jahren drangen die ersten Offiziere ins Innere durch. Sie gründeten Usumbura. Es kam nicht zu einer militärischen Verwaltung wie in Deutsch-Ostafrika. Man gab sich damit zufrieden, die Könige regieren zu lassen und mittels Residenten zu überwachen. Bis 1915 wurde keine Steuer erhoben. Erst nach der Jahrhundertwende gewährte man arabischen und indischen Händlern Zutritt ins Land.

Obschon die ethnische Zusammensetzung in Ruanda und Burundi die gleiche ist, hat die soziale Entwicklung einen unterschiedlichen Verlauf genommen. In Ruanda haben die Bahutu sich kaum mit den Batutsi vermischt, bildeten jedoch keine eigene autonome Gruppe von politischer Bedeutung. Die Tatsache, daß sie nicht in